

Das Auge Zions

TERMIN MIT DAVID RUBINGER Seit der Staatsgründung fing der 86-Jährige die Geschichte Israels mit der Kamera ein. Kein Fotograf war so nah an den Mächtigen des Landes. Nun hat er seine Autobiografie geschrieben

Von Anja Boromandi

Die drei Männer stehen an der Klagemauer in Jerusalem. Es sind junge israelische Soldaten. Einer von ihnen hat seinen Helm abgenommen, hält ihn ehrfürchtig vor seine Brust. An den Gesichtern der Fallschirmjäger lässt sich ablesen, wie überwältigt sie von der Situation sind. Ihr Fotograf war es auch. „Ich habe geweint, als ich dieses Bild gemacht habe“, erinnert sich David Rubinger nach seiner Buchpräsentation in München. „Es entstand nur wenige Minuten nach der Einnahme der Klagemauer im Sechstagerkrieg. Das war ein historischer und sehr emotionaler Moment an diesem 7. Juni 1967. Für mich hatte er etwas Heiliges.“

Weil kaum Platz war, machte er das Bild am Boden liegend. Es ging um die Welt und wurde zu seinem Markenzeichen. Doch das ahnte der junge Fotograf damals noch nicht. „Ich selbst wollte eigentlich ein anderes Bild veröffentlichen, eines mit Oberrabbiner Goren drauf, der von Soldaten auf den Schultern getragen wurde. Doch meine Frau Anni meinte: Nimm dieses! Sie hatte recht.“

Heute ist sein Foto nationales Eigentum. „In einem leichtsinnigen Moment habe ich damals ein Negativ davon der Armee gegeben, die es wiederum an die Regierung weitergab. So verbreitete sich das Bild ohne mein Zutun in Windeseile. Sogar eine Tabakfabrik machte damit in der ‚Jerusalem Post‘ Reklame und warb mit dem Slogan: ‚Echte Männer rauchen Dubek‘. Das hat mich geärgert, zumal keiner der Soldaten auf dem Foto mit einer Zigarette zu sehen ist.“ Alle rechtlichen Schritte blieben jedoch erfolglos. Geld für sein Bild hat Rubinger nie gesehen. Dafür machte es ihn berühmt. Die Krönung von 60 Jahren Fotojournalismus. Das aber sei nicht sein Verdienst, denn „nicht durch den Fotografen wird ein Bild zur Ikone, sondern erst durch den Betrachter“, lautet das Credo des Israel-Preisträgers von 1997.

Für das Filmprojekt „Eyewitness – 60 Years“ hat Rubinger sein Foto nachstellen lassen. Der Mann mit dem Helm in der Hand ist heute Gynäkologe. „Als wir uns wiedersahen, meinte er: ‚Wenn ich heute ohne Kopfbedeckung an der Klagemauer stünde, würden die 16 Rabbis wütend auf mich springen. Für mich war die Klagemauer damals viel heiliger. Ich stimme ihm zu. Auf diesem Bild ist mehr Ehrfurcht als in allen Synagogen zusammen.“

Beim Blättern durch sein Buch verrät Rubinger, wie seine Liebe zur Fotografie begann. „Das war 1945. Ich war 21 Jahre alt und mit der britischen Armee in Paris. Dort habe ich meine erste Kamera von Claudette bekommen“, gesteht er. Eine schicksalhafte Begegnung, die sein Leben veränderte. „Eigentlich wollte ich an diesem Abend in die Oper. Doch ich kam zu spät und musste bis zur Pause warten. Ich traf Claudette.“ Mit der Oper wurde es nichts mehr. „Dafür bekam ich von ihr zwei Monate später zum Abschied eine Kamera geschenkt. Eine Argus 35mm. Die Liebe zu Claudette war kurz, die zur Fotografie hielt ein Leben.“



Rückblick: David Rubinger drückte im richtigen Moment den Auslöser, das Foto rechts zeigt Israels Ministerpräsidenten Begin und Ägyptens Staatspräsident Sadat im Jahre 1980.

Wenn Rubinger erzählt, ist der österreichische Akzent unüberhörbar. Geboren wurde er 1924 in Wien, wo er seine Jugend verbrachte. „Noch heute liebe ich Leberknödelsuppe und bin noch kein einziges Mal in Wien gelandet, ohne eine zu essen“, gesteht er. Nach der Machtübernahme Hitlers und dem Anschluss Österreichs 1938 gelang es seinen Eltern, ihn 1939 auf einem Schiff nach Palästina ausreisen zu lassen. Immer noch plagten ihn Schuldgefühle, wenn er an den Abschied von seiner Mutter denkt. „Ich war so aufgeregt und habe ihr nicht mal richtig goodbye gesagt. Ich habe meine Mutter nie wieder gesehen.“ Sie kam 1942 im russischen Konzentrationslager Maly Trostenets ums Leben.

In Palästina arbeitet Rubinger in einem Kibbutz, bis er für die Briten in den Krieg zieht. Nach Kriegsende heiratet er in Herford seine Cousine Anni, mit der er zuvor eine Scheinehe geführt hatte, um ihr die gemeinsame Ausreise nach Palästina zu erleichtern. Im Gepäck dabei ist auch seine zweite Kamera, eine Leica. „Die erstand ich in Gelsenkirchen für 200 Zigaretten und ein Kilo Kaffee.“

Die Geburt des Staates Israel erlebt der Fotograf hautnah mit. Sein erstes offizielles Pressefoto stammt vom 29. November 1947, dem Tag, an dem die Uno der Teilung Palästinas zustimmte. Junge Männer sitzen und stehen auf einem Panzer. Einer hält eine selbst gemalte Flagge in der Hand. „Überall auf den Straßen wurde getanzt und gefeiert“, erinnert sich der 86-Jährige. Und fügt ironisch hinzu: „Alles, was wir wollten, war Frieden. I want peace as much as I can, a piece of that and a piece of that ...“

1954 wird „Life“ auf Rubinger aufmerksam und veröffentlicht erste Fotos von ihm, zwei Jahre später folgt das „Time Magazine“. Sein Name öffnet ihm Türen zu bedeutenden Staatsmännern. Es entstehen Aufnahmen von einzigartigen Nähe: Staatsgründer Ben Gurion, Jitzchak und Lea Rabin am Frühstückstisch. Golda Meir beim Teekochehen. Ehud Olmert mit Küchenschürze beim Geschirrspülen. Bilder wie diese, so Rubinger, gelingen nicht spontan. „Man kann nicht an Türen klopfen und sagen: ‚Bittschön, ich möchte Sie mit Ihren Enkeln fotografieren.‘ Das kann man nur machen, wenn

man jahrelang Kontakte gepflegt hat und tagelang an einer Story arbeitet. Die Zeit haben Fotografen heute gar nicht mehr.“

Sein Schlüssel zum Erfolg ist Vertrauen. „Ich hatte dieses Privileg nur, weil ich Situationen nie missbraucht habe.“ So auch, als er Menachem Begin und seine Frau Aliza auf einem Flug in die USA begleitete. „Dank des ‚Time Magazine‘ hatte ich stets einen Sitzplatz neben Begin. Jedes Mal, wenn der Prime Minister einschlieft, fiel ihm das Kinn runter und Speichel lief. Als er zwischendurch aufwachte, guckte er mich böse an. Da meinte ich zu seiner Frau: ‚Sagen Sie Ihrem Mann, er kann ruhig schlafen, ich fotografiere ihn nicht so.‘“ Rubinger hielt Wort. „Bis Begin Aliza nach der Landung dabei half, ihre Schuhe anzuziehen, und ich auf den Auslöser drückte. Daraufhin warf er mir einen Blick zu, als wolle er mich erdöchen. Mein Fotoredakteur, dem ich den Schnappschuss später zeigte, war begeistert, doch ich hielt mein Versprechen. Das Bild wurde nicht gedruckt.“

Rubinger und die Politiker, das ist nur die eine Seite seiner Arbeit. Die andere zeigt das einfache Volk. Szenen von

Freud und Leid: Immigranten aus Marokko bei der Einfahrt in den Hafen von Haifa. Gesichter voller Hoffnung. Oder russische Einwanderer, die vor dem Schild „We never promised you a Rosegarden“ sitzen. Die meisten von ihnen verdienen sich ihr Brot anfangs als Straßenmusikanten. „Damals kursierte der Witz: Ein Russe, der aus dem Flugzeug kommt, und keine Violine hat, muss Pianist sein“, bemerkt der Fotograf schmunzelnd.

Beim Blick auf seine Kriegsbilder wird er wieder ernst. Sie zeigen Verzweiflung

»Eine noch so schlimme Wahrheit ist für mich viel besser als eine noch so schöne Lüge.«

David Rubinger im RM-Gespräch

auf beiden Seiten, in Israel und Palästina. „Kugeln in der Luft lassen sich eben nicht fotografieren, nur die Opfer.“ Wie die arabische Familie, die ihren Jungen durch israelisches Feuer verloren hat. Seine Mutter macht das Victory-Zeichen. Auf einem anderen Foto: die Hand eines toten Ägypters, der im Wüstensand liegt. Sein Zeigefinger ist warnend nach oben gestreckt. „Es symbolisiert für mich Anwar al-Sadats Satz: ‚No more war!‘“

Auf einem anderen Bild liegt ein arabischer Terrorist tot mit einer Handgranate in der Hand auf dem Boden. Erschossen in dem Moment, bevor er die Granate werfen konnte. „Ich bekam nachts einen Anruf von der ‚Time‘-Redaktion. Sie meinten: ‚Das Bild können wir nicht nehmen.‘ ‚Warum?‘ ‚Das schaut zu sehr nach israelischer Propaganda aus, es ist zu perfekt.‘“ Da wurde Rubinger böse: „Ich sagte: ‚Ich stelle keine Fallen für blinde Menschen, und ich lege auch keine Handgranaten in tote arabische Hände.‘“ Das Bild wurde klein gedruckt.

Rubinger ist ein Grenzgänger. Symbolisch dafür steht ein Satz Ariel Scharons: „Ich vertraue dem David, auch wenn ich weiß, dass er mich nicht wählt.“ Wie schafft er es, beiden Seiten gerecht zu werden? „Ich bin froh und stolz zu sagen, dass mir niemand zum Vorwurf macht, das Leid beider Seiten zu zeigen.“ Kritikern sage er immer: „Eine noch so schlimme Wahrheit ist viel besser als eine noch so schöne Lüge.“ Ohne Kamera geht David Rubinger auch heute nicht aus dem Haus, aber: Er ist gelassener geworden. „Ich habe 60 Jahre gebraucht, um zu lernen, dass Dinge auch passieren, ohne dass ich dabei bin.“ Wie an dem Tag, als Jitzchak Rabin in Tel Aviv erschossen wurde. „Ich hörte davon im Radio. Das Stück Papier mit dem Lied ‚Song of Peace‘, den Rabin nur Minuten vor seinem Tod gesungen hatte, zeigte mir Rabins Sekretär am nächsten Morgen. Er hatte es aus seiner Brusttasche genommen. Es war voller Blut.“ Rubinger hat es fotografiert.

Aber er hat nicht nur das Leid anderer dokumentiert, er hat es auch am eigenen Leib erfahren. In seinem neuen Buch, zu dem Schimon Peres das Vorwort schrieb, schildert er, wie seine Lebensgefährtin Ziona, die er nach dem Tod seiner Frau kennenlernte, 2004 vom ehemaligen Gärtner aus Habgier umgebracht wurde. Von einem Palästinenser. Ohne jegliches politische Motiv. Trotz persönlicher Schicksalsschläge ist er nicht verbittert. „Ich habe eine gesunde Seele.“

Die Hoffnung, dass es irgendwann im Nahen Osten endlich Frieden gibt, hat er auch noch nicht verloren. „Ich setze weiter auf Obama. Wir können uns nicht selbst helfen, sondern müssen von außen gerettet werden. Denn: Solange es Israel gibt, kann mir und meiner Familie nicht das passieren, was meinen Eltern passiert ist.“ Seine Hoffnung drückt Rubinger treffend mit einem Bild aus: mit weißen Tauben, die im Triebwerk eines ausgedienten Meteor-Kampffjets nisten.

David Rubinger mit Ruth Corman: Israel durch mein Objektiv. Sechzig Jahre als Fotojournalist. Pellens Verlag, Bonn 2010. 336 Seiten, 29,50 Euro.

JAN KUHLMANN: ICH GESTEHE

„Ich schaue mir Fußballstadien an“

Fußballfans gibt es Millionen auf dieser Welt, aber die „Groundhopper“ sind die verwegensten unter ihnen. Das Wort stammt, wie sollte es anders sein, aus England, wo ja bekanntlich die verrücktesten Anhänger dieser Ballsportart leben. Groundhopper sind Fans, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, so viele Fußballstadien wie möglich zu besichtigen. Sie „hüpfen“ von Arena zu Arena. Und das mit allergrößtem Ernst.

Für jeden besuchten „Ground“ sammeln sie Punkte, zumindest dann, wenn sie auch wirklich eine Partie gesehen haben. Die modernen Spielstätten öden sie eher an – je kleiner, schräger, heruntergekommen und entlegener das Stadion, desto größer die Ehre des Groundhoppers. Das höchste der Gefühle ist etwa ein Match in der ersten Liga von Kasachstan, zum Beispiel Oqschetpes Kökschetau gegen Lokomotive Astana im Torpedo-Stadion (10 000 Zuschauer). Schon vor Jahren hat sich die Vereinigung der Groundhopper Deutschlands (V.d.G.D.) gegründet. Mitglied kann werden, wer mindestens 300 Grounds in 30 Län-

dern gesehen hat. Davon bin ich Galaxien entfernt. Und ganz ehrlich: Ein richtiger Groundhopper hätte für mich nur Hohn und Spott übrig. Aber auch ich liebe es, mir Fußballstadien anzuschauen, wenn sich die Chance ergibt. Am besten, wenn ein Spiel ausgetragen wird. Zur Not aber auch eine leere Arena. Immerhin, ein paar verwegene Orte kann auch ich vorweisen. Mein ganzer Stolz als Hobby-Groundhopper ist eine Partie zwischen Jabel Mukaber und Jenin in der ersten palästinensischen Liga. Als



Tribüne nutzten die Fans ein halbfertiges Gebäude, auf dem sie sich niederließen. Auch nicht übel: Vor ein paar Wochen ergatterte ich die Partie zwischen Al-Nasr und Al-Jazira – erste Liga der Vereinigten Arabischen Emirate. Das war deshalb eine besondere Leistung, weil die Fans eigentlich ausgesperrt waren und nur ein paar wenige VIPs auf die Tribüne durften.

Empört war ich im Bernabéu-Stadion von Real Madrid. Dort müssen Fans einen horrenden Eintritt bezahlen, nur um das leere Stadion zu besichtigen. Gut, ich durfte mich einmal auf die Ersatzbank setzen, aber das war für den Preis das Mindeste. Nett wurde ich dagegen bei Real Oviedo (Nordspanien) im Estadio Carlos Tartiere (1982 eine WM-Arena) begrüßt. Dort schloss mir der Hausmeister das Tor zum Rasenplatz auf. Im Herbst will ich wieder nach Spanien fahren. Ich erwarte mit Hochspannung den Spielplan der Primera División für die kommende Saison.

Jan Kuhlmann ist Politikredakteur in Berlin.

DER GANZ NORMALE WAHNSINN IN HONGKONG

Alles heiße Luft

Letztes wachte Hongkong auf und hatte Atemnot. Nicht einmal die Superreichen oben auf dem Victoria Peak, wo sonst schon mal ein frisches Lüftchen weht, blieben verschont. Die ganze Stadt lag dick eingepackt in einem gelben, schlecht riechenden Nebel. Die meisten hielten das beim Blick aus dem Fenster zunächst für einen der üblichen Smog-Tage. Doch dann sickerten die ersten Nachrichten durch den Äther. Einige Bürger streiften sich erschrocken die Gesichtsmasken über. Hongkong erlebte die schlimmste Luftverschmutzung seiner Geschichte. Die Messwerte durchbrachen alle Indizes. Allein die Feinstaubbelastung war 15-mal höher als von der Weltgesundheitsorganisation maximal empfohlen. Bis abends um sechs hatten sich 112 Personen wegen Atembeschwerden ins Krankenhaus eingeliefert lassen.

Luftpolitisch ist Hongkong hinterwäldlerisch. Der Strom stammt aus Kohlekraft, in den Straßenschluchten dürfen noch immer rußende Uralt-Dieselfahrzeuge fahren, und die Hafenschiffe und Fähren pusten pechschwarze Wolken in

die Luft. Wenn der Wind ungünstig steht, ziehen zudem die Industrieabgase aus dem Perlflossdelta nach Hongkong. Dort leben 50 Millionen Menschen, die in einem schier unendlichen Meer von Fabriken alles herstellen, was der Welt als „made in China“ bekannt ist. Mehr als ein Drittel des chinesischen Exports wird im Hongkonger Hinterland erwirtschaftet. Ich habe mir vor einem Jahr für die Wohnung ein Luftreinigungsgerät angeschafft. Das leise Rauschen der Maschine ist zu meinem Hongkonger Be-



gleitgeräusch geworden. Fehlt es, werde ich unruhig. Mag der Himmel draußen noch so neblig-gelb sein, ich atme Schweizer Luft! Das Thema Luft ist ein Dauerbrenner in Hongkong. Wenn man auf Deutsch „jemanden wie Luft behandeln“, heißt das, man ignoriert ihn. Luft gilt in Mitteleuropa als substanzlos. Ganz anders in Hongkong. Würde ein Hongkonger einen anderen Menschen so behandeln, wie er seine Luft zu Hause behandelt, hätte das gravierende Folgen. Die Person würde gereinigt (das ginge noch), herabgekühlt (schon unangenehm) und getrocknet (ungesund)!

Klimaanlagen gehören in jede Wohnung. Und ohne Luftentfeuchter kommt man auch nicht aus. Im Februar war die Luft so feucht, dass frisch gewaschene Wäsche vom Aufhängen eher nasser als trockener wurde. Ein Baguette, das drei Stunden an der Luft liegt, wird zu Gummli. Als wäre das nicht genug, braucht der Hongkonger noch einen Heizstrahler für den Winter. Manchmal fällt das Thermometer unter zehn Grad, und Heizungen gibt es grundsätzlich nicht. Markus Rimmel